

Rainer H. Thierfelder

Zeitpunkte

Menschen, Ereignisse
und Gedanken
zur eigenen Herkunft

Inhalt

DER HOHE SOCKEL DER VERGANGENHEIT

QUELLGEBIET WESTLICHES ERZGEBIRGE

Von Thierfeld nach Gornsdorf, Auerbach und Thum

Weihrauch für die Musik

Echohall nach Nossen

Brennende Dissonanzen

Vogtländische Weisen

LEBENDIGES ERBE

Herz und Humor

Zug der Kraniche

Späte Begegnungen

Weißblau

HORMERSDORFER HISTORIENREIGEN

Pechsieder und Strumpfwirker

Hohe Tannen

... und tiefe Wurzeln

Idealist ohne Boden

Namenloser Engel

ELBFLORENZ

Gefunden

Feuer und Asche

Kalter Wind aus Ost

Auf und davon

IM STROM DER ZEIT UND DER ELBE

Hummel-Hummel

Sysiphos

Stein auf Stein

Zeitpunkte und Zeit meines Lebens

QUELLEN, MATERIAL UND LITERATUR

PERSONEN- UND STICHWORTREGISTER

Der hohe Sockel der Vergangenheit

„Wo stammen Sie eigentlich her?“ – Dieses mir im Leben oft widerfahrene Interesse mit dem nebulösen und gleichzeitig merkwürdig pointierenden Zusatz „eigentlich“ läßt mich bis zum heutigen Tage stutzig werden und darüber nachdenken, was der Fragesteller wissen will oder bezweckt. Ist denn die Herkunft so wichtig? Oder will er mich nur katalogisieren, in eine ihm handhabbare Schublade stecken, wie immer diese überschrieben ist, so daß er dann schon weiß, woran er mit mir ist? Weiß er es wirklich, wenn ich ihm gesagt habe, wo ich geboren bin? Das läßt sich ja noch leicht angeben: Meine Wiege stand in Dresden. Aber was heißt das schon? Welche Charakteristika verbinden den Menschen mit seinem Geburtsort?

Die lokale Herkunft hat im allgemeinen Ansehen zwar schon traditionell eine ihre Beziehungen bestimmende Wirkung. Denn sie etikettiert, schafft in den Augen der Menschen Verbindungen und Identifikationen. Allein formale Kriterien können hier ebenso schnell und unkompliziert wie zur Ablehnung auch zu Vertrauen führen, sofern sich die Herkunft mit der des Fragestellers deckt. Denn es bedeutet: Der andere ist wie ich. Er ist ja schließlich dem gleichen Boden entwachsen und unter den gleichen Bedingungen gereift wie ich. Daraus schließt er, daß er auch verstanden wird. Wir sind „Landsleute“, stammen aus demselben Dorf, ja vielleicht sogar aus demselben Stamm, und sind von daher eine ‚Familie‘, exklusiv gegenüber anderen ausgestattet mit so nicht für jedermann erwerbbarer Gemeinsamkeiten und damit in vielerlei Beziehung gleichen Sinnes. Wir fühlen uns zu- und zusammengehörig.

Aus solchen Gründen führt fehlender, das heißt besonders auch räumlich behinderter Kontakt – das wissen wir aus der

Psychologie - schnell zu einer befremdlichen, vorurteilfördernden Distanz, und zwar um so mehr, je weiter die Herkunftsgebiete auseinander liegen und dementsprechend geringer die Gelegenheiten zum wechselseitigen Kennenlernen bisher ausfallen konnten. Je fremder und fremdartiger sich die Menschen begegnen, desto mühsamer wird es, Brücken zu bauen und zu überschreiten, was selbst bei äußerem Gelingen nur manchmal auch Lohn verheißt. Wer besonders als Folge des zweiten Weltkrieges vertrieben oder einfach auch aus beruflichen Gründen von einer Region in eine andere geweht worden war, hat sehr unmittelbar und nicht selten schmerzlich Ab-, Ausgrenzungen und Diskriminierungen kennen gelernt und weiß noch immer wehmütig davon zu berichten. Als wir zu Beginn der fünfziger Jahre aus dem Osten nach Hamburg kamen, schlug auch uns „Quiddjes“ - anderswo hießen sie „Zug’roaste“ - genau dieses intensiv entgegen. Die Einheimischen kannten sich untereinander, die Fremden jedoch nicht. Letztere waren auch nicht freiwillig oder als zahlende Urlaubsgäste gekommen, die sicher wieder in ihre Heimat zurückfahren würden. Sie kamen aus Not und baten um unbefristete christliche Aufnahme. Und um welchen Preis der Verstellung und einseitigen Unterwerfung, der demütigenden Pose und lebenserhaltenden Heuchelei mußten sich viele diese erst mühsam erwerben, nur weil sie nicht auf gleichem Boden geboren waren!

Manche besonders lokalbewußte Menschen unterschieden daher auch vor nicht langer Zeit noch peinlich genau zwischen „geboren“ und „gebürtig“. Sie meinten damit, daß nicht schon die eigene Geburt, sondern nur die Abstammung von Vorfahren, die ihrerseits bereits ‚hier‘ geboren sind, die wahre regionale Zugehörigkeit begründet. Selbst bei Eheschließungen konnte sich die fehlende „familiäre Tradition“ eines der Partner als „gesellschaftliches

Manko“ erweisen.¹ Der Stamm des Baumes, an dem man selbst nur ein kleiner junger Trieb ist, mußte nach überliefertem Verständnis schon lange in demselben Boden gestanden und seine vielfältigen Wurzeln geschlagen, ja fest verankert haben, um ‚mit Fug‘ von gemeinsamer Herkunft sprechen zu können. Damit bleiben sie – wenn man sich schon auf das Glatteis tatsächlich oder vermeintlich gemeinsamer Wesenszüge in einer Region begeben will – zumindest ein Produkt ihrer Landschaft und der jahrhundertelangen gemeinsamen Lebensbedingungen.

Was speziell die Sachsen anbetrifft – schon nach Kurt Tucholsky gibt es ja bekanntlich außer den Menschen noch Sachsen und Amerikaner,² so lebten sie besonders in der Erzgebirgsregion über Jahrhunderte hin eher beengt und karg, durch politische Experimente gezaust, aber im Ergebnis doch immer irgendwie auskömmlich. Sie gelten als genügsam, mit wenigem zufrieden und erfreuen sich bescheiden der Welt Gottes. Ich halte sie noch immer für ähnlich fleißig und emsig wie etwa die Schwaben, aber weit weniger erfolgreich als jene.³ Sie lieben die Kunst – auch die ganz kleine – mehr als das Geld, hängen am Gefühl mehr als am Verstand, und begegnen dem Neuen und den Fremden stets leutselig, fast naiv, ohne Mißtrauen – einfach im besten Sinne aufgeschlossen. Sie verlieren sich andererseits wohl auch einmal schnell in vordergründiges Beziehungsgeplänkel. Sie sind jedoch grundsätzlich liebenswürdig, ein wenig den kleinen Dingen zugetan, auch dem feinen Handwerk, und nicht so sehr den ganz großen, also mit allen Stärken und Schwächen versehen, die so ein spezifischer Profilversuch sorgfältig zu beachten hat.

Dennoch ist mir nach einigen Jahren des Umherziehens selbst eine einfache Antwort auf die Frage nach meiner regionalen Herkunft nicht mehr möglich. Wo stammt jemand her, dessen Vorfahren schon umhergewandert sind und dessen eigenes Leben sich bereits in den letzten mehr als

fünfzig Jahren erneut in mehreren, etwa gleich langen Zeiträumen auf die unterschiedlichsten Regionen Deutschlands verteilt hat? Welches ist dann die Landschaft und sind die Menschen, die ihn geprägt haben, und in deren Wesen er sich gleichermaßen wiederfindet? Ist es die Sprache oder die Mundart, die ihn lokalisiert, weil sie sofort ins Ohr springt, obwohl der Mangel der Erkennbarkeit meiner Herkunft nach der Sprache regelmäßig zu Überraschungen oder sogar Enttäuschungen führte. Und was bedeutet es, wenn er zunächst zwar noch kein fließendes Englisch beherrschte, sich aber in dem sächsischen Dialekt ebenso zu verständigen wußte wie in dem merkwürdigen Sprachengemisch zwischen „Hessisch“, „Pfälzisch“ und „Schwäbisch“, das man in meiner Schülerzeit am Mittelrhein sprach? Ja sogar das Plattdeutsch mit den nuancierten Unterschieden zwischen einem Hadelner, einem Holsteiner und dem Hamburger Platt ist mir zumindest in Ansätzen noch vertraut geworden. Heute vermag ich den bayerischen Dialekt auch dann noch einigermaßen zu verstehen, wenn er zwischen selbstvergessenen, pfeifenhaltenden Lippen im Bierdunst eines fortgeschrittenen Abends daherkommt, auch wenn diese Kenntnis künftig immer weniger gefragt ist. Denn inzwischen tragen nicht zuletzt Rundfunk und Fernsehen dazu bei, in allen deutschen Landesteilen den jeweiligen Dialekt soweit zurückzudrängen, daß er als differenzierendes Kriterium zunehmend ausfällt. Die Öffnung der innerdeutschen Mauer und die verbreiteten Reisen werden dazu ein übriges tun. Wo also ist unter diesen Umständen die Heimat als der Ort, dem man sich innerlich zugehörig fühlt, der ihm vertraut ist und an dem er sich geborgen oder einfach nur wohl fühlt? Wo ist der Platz, an dem er sich immer wieder einmal aufhalten, vielleicht sogar dauerhaft zurückkehren und mit den dort lebenden Menschen Kontakt halten möchte? Und wovon hängt das nicht alles sonst noch ab?

Sicher wird das Landsmannschaftliche in seinem traditionellen allumfassenden Verständnis heute überschätzt in einer sich wandelnden Zeit, die sich europaweit, ja gerade bereits in meiner Generation immer mehr und weltweit öffnet, und einstmals fremde Menschen und Gegenden – wenn schon nicht durch Kontakte, so doch – durch die Herausforderung gleichartiger Fragen und paralleler Probleme immer vertrauter miteinander werden läßt.

Die inzwischen allseits geforderte Flexibilität und Mobilität, das zunehmende Erlebnis auf Gegenseitigkeit und manches andere mehr haben die Einstellungen in unserer modernen Geschäfts- und Reisewelt auf beiden Seiten etwas relativiert. Während die Generation meiner Großeltern noch relativ seßhaft gewesen ist, rührte bereits der 2. Weltkrieg und seine Nachkriegswirren die Generation meiner Eltern maßgeblich um. Das galt zunächst innerhalb Deutschlands, heute jedoch auch über ganz Europa hin. Für die nächste Generation – das läßt sich schon sicher voraussagen – werden sich die entsprechenden Dimensionen auf die ganze Welt erstrecken. Wir sind bereits intensiv auf dem Weg zu einer Weltgesellschaft, die sich allein schon als Folge des globalen Wirtschaftsgeschehens bilden muß, freilich noch der übergreifenden demokratischen Willensbildung und Ordnung bedarf, die mit den Vereinten Nationen allenfalls in Ansätzen vorhanden und deshalb bislang nur von Fall zu Fall einmal wirksam ist. Das alte Spiel findet heute nicht mehr zwischen Schlesiern und Bayern, Bayern und Preußen, Sachsen und Norddeutschen, sondern zwischen Asiaten und Europäern, Schwarzen und Weißen, Angehörigen von Entwicklungsländern und Industriestaaten und nicht zuletzt zwischen Muslimen und Christen statt. Die Vorurteile und der Fremdenhaß haben sich etwas weiter gezogenen Horizonten angepaßt und bleiben mehr und mehr denen vorbehalten, die aus vormals weit entfernten Ländern als Migranten oder Asylanten nach Deutschland kommen.

Immerhin reisen die Menschen nunmehr auch mehr und nicht nur gern, sondern immer leichter in die ehemals große, jetzt aber immer kleiner werdende Welt. So bilden sie sich, lernen die ehemalige Fremde besser kennen und befrieden sich so auch.

Nur um den anderen abzulehnen, braucht man ihn also nicht mehr nach seinem Geburtsort zu fragen. Abgesehen von einigen Fragestellern, denen ich eine Antwort zu meiner Herkunft schuldig blieb, hatte aber ich selbst in meinem Leben weder mit der Frage noch mit deren Beantwortung jemals ein Problem. Denn ich habe sie mir nie gestellt, mich einfach nur fast überall wohl gefühlt. Stets fand ich Menschen der Wesensart, die mir zusagte, aber auch solche, denen ich gern aus dem Wege ging. Die bei mir schon auf den hohen Norden Deutschlands und das westliche Erzgebirge verteilte Herkunft meiner inzwischen über elfhundert namentlich bekannter Vorfahren hat sicher dazu beigetragen, daß ich problemlos überall in Deutschland zuhause war. Von da her ist mir sehr unterschiedlich Erscheinendes, aber im Kern wohl doch nicht so Verschiedenes bereits in jungen Jahren über Menschen, die mir nahe standen, vermittelt worden. Ich habe nie ein intensives Heimatgefühl allein für Nord- oder Süddeutschland, für Sachsen oder ein anderes Bundesland gehabt, das andere ausschloß. Wo immer ich hinkam, hatte ich das Gefühl, dort schon einmal gewesen zu sein. Vieles, was ich sah und erlebte, erschien mir nur allzu bekannt und vertraut. Dabei verspürte ich sehr wohl auch die Neugier und Freude, die Besonderheiten und Nuancen dieser Regionen in mich aufzunehmen, und die Bereitschaft, mich in ihrem jeweiligen speziellen Umfeld wohlfühlen und das zu entdecken, was ich als Gleichklang mit dieser Landschaft in mir hatte.

Dennoch oder gerade deshalb: Was mich selbst anbetrifft, so bin ich Sachse, Deutscher und „Marktbürger“ in gleicher Weise. Mit dem letzten Begriff kennzeichnete mein

Hamburger Doktorvater Hans Peter Ipsen schon früh in der europarechtlichen Diskussion die Beziehung der Menschen zu dem wirtschaftlich und politisch neu entstehenden Europa. Ich wünschte sogar, ich wäre bereits Weltbürger – nicht nur wie ein medienbekannter Künstler oder Politiker, sondern von meiner Einstellung und Gesinnung her, auch als Konsument, Reisender – wie es mir in späten Lebensjahren noch zuteil wurde – und Betroffener eines Schicksals, das uns alle auf dieser Erde trifft und daher auch verbindet und vereint und nicht zuletzt verpflichtet. Dabei muß man seine kleine Welt, in der man geboren wurde, keineswegs aufgeben oder ersatzlos hinter sich lassen. Ich fühle mich als Anhänger nicht eines entschiedenen Entweder-oder, sondern des realen und ehrlich empfundenen Sowohl-als-auch. Nicht sich abgrenzend entscheiden zu müssen, wo es einer solchen Unterscheidung nicht bedarf, wohl aber sich zur Vielfalt bekennen zu dürfen, ist mehr und mehr auch meine Antwort auf die Frage nach meiner Herkunft und der meiner Heimat.

So scheint denn die Frage nach der Herkunft doch nicht nur eine regional zielende Neugier zu sein. Die Suche der Menschen nach Nähe und Entdeckung von Identitäten unter ihnen entspricht einem verbreiteten Bedürfnis, dem Wunsch nach sozialer Geborgenheit, Motiven also, die in einer Welt wertgeschätzt werden und besonders wachsen, die trotz fallender Grenzen zunehmend anonymer und deren Individuen immer einsamer, wegen um sich greifender, alles nivellierender Globalisierung nun gerade erst verunsichert und damit wirklich heimatlos zu werden drohen. Der in der Regel fremde Fragesteller, der bis dahin auf eine zufällig entstandene oder auch funktional begründete Distanz gestellt war, beginnt daher die Hürde bloßer formaler Freundlichkeit entschlossen hinter sich zu lassen, dabei meistens den Kopf nach vorn zu neigen und mit fast flüsternden Worten das Wagnis einer indiskreten Vertraulichkeit einzugehen, um sein Bedürfnis nach

intensiverer, oft auch als indiskret empfundener menschlicher Nähe zu beleben. Auch wer sich bis dahin noch nicht persönlich kennt, erfährt plötzlich und anscheinend mühelos einen die eigene Einsamkeit erlösenden Kontakt wie einen viel zu lange verborgenen Schatz. Wenn eine bis dahin nur flüchtiger Verbindung schließlich – und nicht selten unvermittelt – zu dieser Frage führte, war mir stets klar, daß nun eine weitere Tür der Beziehung geöffnet werden sollte, die mich selbst vor die Entscheidung stellte, ob ich sie meinem Gegenüber wirklich aufmachen wollte oder nicht.

Ist es also nicht eher eine – wenn auch nur in Nuancen – als typisch oder zumindest anders erlebte Wesensart, das Wesen all dessen, was man als prägend erlebt, und das es so überall geben kann, die darüber Auskunft geben, wer man ist? Sind es die Vorlieben für bestimmte Denk- und Verhaltensweisen, welche die innere Zugehörigkeit zu einer Region nur zum Teil beschreiben, wahrscheinlich aber zunehmend auch entbehrlich machen? Ist es mehr eine tiefe familiäre Verwurzelung, die sich bereits über zahlreiche Generationen vollzogen und das Wesen auch der Nachfahren geprägt hat? Eine nicht ganz andere, aber treffendere Frage als die nach meinem Geburtsort wäre also die nach meiner familiären Abstammung gewesen. Sie scheint jedoch für viele Menschen – nicht zuletzt historisch bedingt – oft ein noch größeres Mysterium zu sein.

Während des „Dritten Reiches“ wurde zwar in Deutschland verbreitet Ahnenforschung betrieben, um die offiziell erwünschte arische Herkunft belegen zu können. Etwas mit diesem Odium war jegliches Interesse für die eigene Abstammung auch noch Jahre nach dem zweiten Weltkrieg belastet. Dazu kommt, daß sich junge Menschen dafür kaum erwärmen können. Wenn ich an meine Jugend zurückdenke, haben mich die Wurzeln meiner Herkunft über mein aktuelles eigenes Leben hinaus jedenfalls noch nicht interessiert. Sie sind mir lange Zeit auch nicht deutlich

gewesen. Ich kenne auch heute kaum jüngere Menschen, denen es anders geht, so sehr steht das eigene Leben im Mittelpunkt - überlagert durch alles, was seiner Erhaltung dient. Statt dessen faszinierte mich natürlicherweise die erlebbare menschliche Umgebung.

Welche Gemeinsamkeiten sich tatsächlich aus gleicher Herkunft oder Abstammung im Einzelfall herleiten lassen, ob sie substantiell und menschlich relevant sind, bleibt im konkreten Falle freilich doch oft in einem diffusen, in einem allenfalls gewünschten oder unterstellten und deshalb auch wohligh angenehmen Zwielight. Den Menschen, die sich von dieser Seite her einander nähern, mögen manches ahnen, mehr noch sich erhoffen, aber kaum einer darf sich von Anfang an in Gewißheit fühlen. Hier wirkt sich jedoch noch ein weiteres, wichtiges Element aus, das wesentlich erscheint für die Beantwortung der eingangs gestellten Frage: Mehr noch als mit einer Sache oder Region kann man sich unmittelbar mit Menschen identifizieren - oder auch von ihnen distanzieren. Selbst die Abkehr von ihnen dient der Klärung des eigenen Lebensprofils, der Denk- und Handlungsweise, des eigenen Wollens und Standpunktes und des Erkennens der gemachten Fehler.

Die Erziehung der Jüngeren findet maßgeblich durch das Vorbild statt, mag dabei auch vieles herauskommen, worauf wir weniger stolz sein können, weil das Verhalten eben nicht vorbildlich gewesen ist. Diese Einsicht, die stets eine besondere Verpflichtung, Selbstdisziplin und hohe Verantwortung der Älteren gegenüber den Jüngeren auch für die Zukunft einschließt, scheint oft in entschuldbarer, zumindest in vertretbarer Weise gefehlt haben. Aber gewirkt hat das allemal. Unerwartete und vielleicht auch enttäuschende Wege einzelner aus der generationenreichen Großfamilie lassen oft ebenso staunen wie der erwartete, der sogenannte normale Weg, den jemand geht. „Was sind wir nur für eine Familie?“ pflegte meine Mutter häufig zu sagen, wenn sie an die ihr bekannte und als ordentlich

bewertete verwandtschaftliche Herkunft einerseits dachte und dann sah, wohin manche sich entwickelten oder wie sie miteinander umgingen. Wie erklärte sich das eine ebenso wie das andere? Auch die Zeit – so sagen wir – macht vieles ganz neu, sie verändert, sie wertet anders und im Lichte der insgesamt gemachten Erfahrungen oder Lernprozesse, auch und vor allem der schmerzlichen. Manche sind heillos verstrickt in lange Zeit ungelöste, verdeckte übertragene menschliche Konflikte der Vorgenerationen, in offene Fragen, die verdrängt und nie thematisiert, geschweige denn beantwortet worden waren. Sie leiden dann ein Leben lang darunter, ohne sich selbst davon befreien zu können. Moderne, sogenannte „Familienaufstellungen“ bemühen sich um aufklärende und segnend-therapeutische Hilfe und Befreiung. Nicht unumstritten, aber doch interessant sind besonders die nach Bert Hellinger, die ich einmal miterlebt habe, und die – fachmännisch betreut – nicht nur manches bewußt machen, sondern die ersten Schritte für die Loslösung von mancher unseligen Belastung weisen.

Wir können später so wenig in unserem Leben erklären, verstehen und dazu sagen, wenn und weil wir so wenig über die Vorschicksale oder die uns umgebenden anderen und die wechselseitig wirkenden Lebensbedingungen wissen, mit denen wir über gemeinsame Vorfahren verbunden sind. Wir staunen nur über das, was wir später als Ergebnis sehen und erleben. Es müssen die Folgen der erlebten Umstände hinzukommen, die uns oft über uns selbst staunen lassen, manchmal Schicksalsschläge oder Krankheiten, Menschen und Partner, die wir uns selbst niemals vorgestellt oder zugetraut haben. Früher ist auch über vieles nicht gesprochen worden. Dabei ist alles in uns angelegt, durch genetische Disposition zuerst, dann aber schnell auch durch mehr oder weniger bewußte bzw. unbewußte Prägung. Wir ahnen es nur oft nicht.

Es lag ganz auf dieser Linie der Suche nach dem Vorbild, daß ich mich seit frühen Jahren weniger für abstrakte

Geschichten, selbst für die allgemeine Literatur, interessierte als für reale geschichtliche Darstellungen oder Biographien, aus denen ich erfuhr, wie die damals lebenden Menschen selbst ihre jeweilige Zeit reflektiert haben, weil sie ihr unmittelbar ausgesetzt waren und sich in ihr verhalten und behaupten mußten. Was interessiert letztlich, was und warum etwas war, wenn nicht im Hinblick darauf, was das für die einzelnen Menschen bedeutete, wie sie als Subjekt einwirkten oder nur Objekt und sogar Opfer der sie prägenden Ereignisse wurden, was sie daraus gemacht, gelernt oder nicht bewältigt haben. Interessant waren reale Schicksale in dem Geflecht von Tausenden von Umständen, die bekanntlich oft unglaublicher sind als jede Erfindung. Eine noch größere Identifikation vermitteln mir noch heute Künstler dann, wenn sie nicht nur solche, sondern zugleich Menschen mit einem bürgerlichen Beruf sind und ständig die Balance finden müssen, das eine, das Außergewöhnliche mit dem anderen, dem Profanen zu verbinden. Die Reizwirkung des wirklichen Lebens, seine existentiellen Herausforderungen, was alles passierte und man sich selbst als phantasiebegabter Mensch oft gar nicht ausdenken könnte, haben eine herausfordernde, aber auch gestalterische Kraft auf den Menschen, die kaum durch anderes ersetzt werden können. Man konnte es frühzeitig sehen, hören oder mit seinen übrigen Sinnen unmittelbar wahrnehmen, wenn man ihnen nahe stand.

Was mich auch faszinierte, war das sichere Wissen, daß alles, was ich las, tatsächlich stattgefunden hatte und nicht nur der Phantasie eines Dichterkopfes entsprungen war, der die Dinge nach seinem Sinne künstlich-virtuell, wenn auch nach Form und Inhalt künstlerisch gestaltet hatte. Mein Staunen galt der bunten Realität, dem vielfältigen Sein, selbst wenn sie in der später verklärten Wahrnehmung mancher Festhaltungen dann doch einige weitere Veränderungen erfahren haben. Einen besonderen Reiz übten auf mich die Lebensläufe von Künstlern aus, oft mehr

als ihre Werke, die nur eine Ergänzung oder ein Ausweichen, vielleicht sogar die Flucht vor dem komplexen realen Leben darstellten.

Man kann es auch anders sagen und in Anlehnung an Paul Watzlawick⁴ zusammenfassen: Was ist in den vielen Jahren zuvor „wirklich“ gewesen wenn nicht das, was bei den einzelnen Menschen angekommen ist, und was und wie sie es subjektiv erlebt und erfahren haben? Wie und warum kam jemand dazu, dieses oder jenes zu schreiben oder darzustellen? In welchen Lebensumständen befand er sich und wo sah er für sich eine Lösung? Was wirkte dabei mit und führte zu welchen Folgen? Lebensgeschichten sind identitätsstiftend, weil durch sie die Zeiten in der Reflexion lebendiger Menschen konkret werden. Erst durch den Blick in die Vergangenheit, also weit über das eigene Leben zurück, läßt sich manches aufklären und erklären, was der Frage nach der eigenen Herkunft eine schlüssige Antwort erteilt, weil er den Horizont erweitert, das eigene Leben historisch verlängert, vertieft und bereichert um Erlebnisse und Erfahrungen anderer, um Ereignisse, die es heute nicht mehr gibt, die aber gewirkt haben und sich unter veränderten Umständen oft wiederholen, ohne die es jedenfalls ein Heute in der uns vertrauten Form nicht gäbe.

Schon biologisch sind mir Vorfahren überlegen: Ohne sie könnte ich nicht sein. Sie sind mit ihrem Vorleben der wiederholt gestaffelte Beginn auch meines Lebens. Die Vergangenheit und die Menschen vor mir sind der Sockel, auf dem ich nicht nur in zeitlicher Abfolge stehe, ob ich mich ihrer schäme oder sie bewundere. Ich muß hier unwillkürlich an den berühmten Fürstenzug in Dresden denken, in dem Ende des 19. Jahrhunderts die Ahnengalerie der regierenden Vorfahren des Geschlechts der Wettiner von 1123 bis 1906 auf 25000 Porzellankacheln und etwa hundert Metern Länge an der Außenfront des Langen Ganges in der Augustusstraße in all ihrer Unterschiedlichkeit sehr

anschaulich nacheinander auf- und dargestellt worden ist, auch wenn ich sonst mit fürstlichen Familien wenig gemein habe. Aber man muß aufschauen zu dieser Darstellung. Mir gefällt daher das Bild „Tief ist der Brunnen der Vergangenheit“ nicht so sehr, das Thomas Mann hierfür in seinem Roman „Josef und seine Brüder“ gebraucht hat. Geschichte und Vorfahren sind kein Loch in der Erde, sondern ein Podest, etwas Hervorragendes, dem ich mich nicht entziehen kann, das mir zukommt, und vor dem ich mich verneige, wie das Goethe seine Iphigenie gegenüber Thoas mit den Worten tun läßt: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, der froh von ihren Taten, ihrer Größe den Hörer unterhält, und, still sich freuend, ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht.“⁵

Man mag dieses „Lob des Herkommens“ als klassisches Bildungsideal einschätzen⁶ und ihm damit indirekt einen historisch überholten Stellenwert einräumen. Wahr bleibt aber doch, daß jeder Mensch gebunden ist an diejenigen, die vor ihm lebten, bewußt oder unbewußt, weil er sie teilweise noch kannte oder sie ihm auch gänzlich verborgen geblieben sind. Sicher entspricht die Bejahung der eigenen Vorvergangenheit zudem einem tiefen inneren, ja existenzverstärkenden eigenen Bedürfnis. So muß man auch Golo Mann zustimmen, wenn er in den einleitenden Worten seiner „Erinnerungen und Gedanken – Eine Jugend in Deutschland“ darauf verweist, daß sich selbst nicht kennt, wessen historische Herkunft im Unbewußten bleibt. „Zukunft ist Herkunft“.⁷ Gerade zu dem wachsenden Prozeß der Individualisierung, wie er unserer Gesellschaft heute attestiert wird, gesellt sich immer mehr auch die Suche nach Orientierung, nach den Lebensmustern von Menschen in Zeiten, in denen es leichter war, Wege zu gehen, die ohne Zweifel waren. Je mehr es dann auch gelingt, die Vorfahren lebendig werden zu lassen, um so wirksamer trägt es dazu bei, überhaupt erst einmal herauszufinden, wer man selbst

ist, welche Wünsche man hat, was man dazu zu leisten vermag, aber auch unbedingt vermeiden will. Darüber hinaus unterstützt es das geheime Bemühen, das eigene Dasein zu erweitern, zu verstärken, wenn nicht sogar in der weiteren Folge dieses Motivs die eigene Existenz beachtlich und vielleicht sogar ein wenig unsterblich zu machen. Vieles können wir zwar nicht mehr sehen oder aufklären. Aber lohnend ist bereits der Versuch, das Leben der Ahnen und Vorfahren wie unter einem Vergrößerungsglas in das eigene Leben einzubeziehen, und sie als dessen Beginn und damit wichtigen und prägenden Teil seiner selbst zu betrachten. Die Chancen dafür, daß dieses gelingt, sind jedenfalls nicht schlecht. Überraschungen sind eingeschlossen.

So verstärkt sich die Neugier nach der eigenen abstammungsgemäßen Herkunft. Zumeist im fortgeschrittenem Lebensalter, wenn man begriffen hat, daß nicht nur der Mensch, sondern man höchstselbst nicht unsterblich ist, steigt neben der zeitgemäßen autobiographischen Betrachtung des eigenen Schicksals das Interesse an der familiären Herkunft und der Regionen, in denen die Vorfahren gelebt haben. Diesem Bemühen gesellt sich ein weiterer Reiz hinzu: Wer die vergangenen Zeit zu erhellen versucht, trifft noch immer auf viel Lebendiges. Ich habe an alte Kontakte angeknüpft, die nach langen Phasen des Schweigens – wohl aus ähnlichen Gründen – gern erwidert worden sind. Da lernt man in fortgeschrittenem Alter noch liebe Menschen kennen, nur weil man „über viele Ecken und Kanten“ mit ihnen verwandt oder verschwägert ist. Und alle begegnen sich mit dem freundlichen Interesse, das stets aus der wissenden und – wenn auch manchmal verspäteten – wechselseitigen Neugier und Beachtung gemeinsamer Abstammung resultiert. Was meine Vorfahren anbetrifft, so muß ich den möglichen Einwand mangelnder Diskretion, unerlaubter Neugier oder Einmischung nicht fürchten. Denn es sind jetzt auch meine Angelegenheiten.

Wenn ich mir nachstehend die Zeit meiner Ahnen und Vorfahren – sie reicht unterschiedlich weit zurück, in einem Fall bis in die 19. Vorgeneration – betrachte und die Menschen, die in ihr lebten, dann darf ich trotz mancher Höhen und Tiefen doch eher eine ausgewogene Herkunft feststellen. Es gab keinen genetischer Zerreiproze, dem ich je ausgesetzt gewesen wäre. Unter meinen Vorfahren gab es keine Genies, aber auch keine Verbrecher, allenfalls einmal kleine Gauner. Was ihren Stand und ihre Lebensart anbetrifft, waren sie alle nicht von hohem äußeren Rang oder gar Adel. Vermögen und Geld hatten sie nur in beschränktem, bürgerlich gerade noch akzeptiertem Rahmen, wie sich das selbst für tüchtige Handwerker und Bauern ziemte. Der Wohlstand und die kleinen Reichtümer lagen allenfalls in etwas Grundbesitz und dem gut gehenden Geschäft, ansonsten in den unsichtbaren, durch die Familie tradierten menschlichen Werten. Aber man konnte leben. Manchmal war das Leben – gemessen an heutigen Verhältnissen – sogar recht kärglich. berall wurde körperlich hart gearbeitet, denn die industrielle Revolution, die gerade einmal etwas über hundert Jahre alt ist, hatte ihre Segnungen für die meisten von ihnen noch nicht ausgebreitet. Einige meiner Vorfahren waren auch Bader und Chirurgen, Wundärzte und Prediger, Lehrer oder Beamte. Heute würde manche von „Intellektuellen“ sprechen, auch wenn einige ihren Beruf durchaus noch handwerklich betrieben. Ich mag das Wort weniger, weil es eitel-spalterisch klingt. Aber es gab unter ihnen keinen weltberühmten Entdecker, keine Nobelpreisträger oder Kardinäle, keine Feldherrn oder hohen Politiker und schon gar nicht einen herausragenden Künstler mit Weltgeltung. Einige wenige waren schlichte Bergleute.

Die landstndigen Thierfelders und auch die Vorfahren meiner Mutter, die Drechsels, haben mehr für das ‚Drumherum‘ gesorgt. Alle waren mehr oder weniger redliche, gottesfürchtige und arbeitsame Bauern oder

Bürger, Pechsieder, Fuhrleute, Kleintextilgewerbetreibende und später Strumpfwirker, fleißige und tüchtige sicher auch, die gemessen an den heutigen Maßstäben möglicher Bildung im In- und Ausland und des Nachkriegswohlstandes buchstäblich noch in einer anderen Welt lebten. Durchschnittsmenschen „wie du und ich“ waren sie, alles normale Menschen, die ihr bescheidenes Leben in ihrer jeweiligen kleinen Welt lebten, und auf die auch stabile Groß- und Lebensgemeinschaften wie Kommunen, Kirchen und Vereine sich dennoch immer wieder abstützen müssen, um selbst bestehen zu können. Es waren Menschen mit viel Seele und Gemüt! Die Familien waren groß, die Ehen erzeugten zahlreiche Kinder, von denen viele – ebenso wie ihre Mütter – schon in jungen Jahren wieder starben, die im übrigen unterschiedlich gut gediehen, aber immer Gesprächsstoff oder auch Grund für viele Sorgen abgaben. Sie gehörten auch deshalb über viele Generationen eher zu den Einheimischen als den schnell Zugewanderten. Ähnliches gilt für meine norddeutschen Vorfahren, die Hartungs und die Krohns. Erst die Thierfelderschen Musiker machten sich dann auf die Wanderschaft und zeigten die Mobilität und Flexibilität des Künstlerlebens wenigstens in die noch überschaubare und in Tagesreisen mit dem Pferd oder der Kutsche erreichbare städtische Nachbarschaft.

So stehe ich denn auf zwei sicheren Beinen der Vergangenheit, die tragen, denen ich mich immer noch gern anvertraue, die aber auch keine besonderen Auswüchse – was immer man nach Erziehung und Lebensstandpunkt auch darunter verstehen mag – erwarten ließen. Das ist ein für mich ebenso erfreuliches Fazit, das ich stets gern gezogen habe, wie die Erkenntnis, daß es über die vielen Jahrzehnte und Generationen hin einen Fortschritt gegeben hat, den wir heute genießen können – sei es auf medizinischem Sektor, aber auch was die materiellen Grundlagen unserer Existenz anbetrifft. Die Menschen, die heute geboren werden, haben ebenso wie ihre sie

gebärenden Mütter signifikant bessere Lebenschancen im ganz ursprünglich-physischem Sinne, auch wenn jede Zeit erneut ihre ganz spezifischen Herausforderungen mit sich bringt und so den jeweiligen Existenzkampf akzentuiert und bestimmt. Bei aller Bedrohung, die auch weiterhin eine existentielle sein kann, führen sie diesen jedoch auf einem höheren Niveau sowohl was die Dauer ihres Lebens als auch die allgemeine Lebensqualität anbetrifft. Man muß sich das hin und wieder bewußt machen. Daß sie dabei wieder auch zu kämpfen haben werden, vielleicht ganz anders und hoffentlich nicht mehr mit dem Gewehr, liegt in der Natur dieser Welt, von uns Menschen und nicht zuletzt dem, was wir Entwicklung nennen.

Die moderne Ahnengalerie findet nicht mehr in der guten Stube, in Gesprächen über die noch erlebten oder bekannten Verwandten bei Kaffee und Kuchen, sondern am Computer statt. Das ist menschlich und künstlerisch weniger ansprechend, aber weitaus präziser, unendlich ausbaubar und damit auch mehr oder weniger umfassend. Anders ist die Fülle des Materials und die Komplexität der Beziehungen über viele Jahrzehnte und Jahrhunderte nicht zu bewältigen. Ich will dabei nicht verschweigen, daß sich in meinem „Thierfelder-Archiv“ noch einige Rechercheergebnisse zu dem Namen Thierfelder befinden, die ich bislang dem erschlossenen engeren Familienverbund „Grosse Ahnendatei Thierfelder“, also meinem eigenen Stammbaum und ihrem weiteren Namens- und Beziehungsumfeld, nicht zuordnen konnte. Es wird dieses späteren Bemühungen vorbehalten bleiben, vielleicht auch nächsten Generationen, sich der weiteren Aufhellung dieser Namen zu unterziehen, auch wenn vieles überhaupt nie mehr geklärt werden kann, weil die Zeit es entweder nicht festgehalten hat oder der Sturm der Zeit es verwehte. Oft weiß man nicht einmal mehr, wo man noch suchen könnte. Mag es ruhen und durch Phantasie ersetzt werden, zumal nur sie ganz individuell erlaubt, die kahlen Stellen der eigenen Geschichte

wenigstens im Nachhinein noch variabel und ganz nach persönlichem Geschmack auch mehr oder weniger farblich zu gestalten.

¹ Peter Sieveking: „Erlebt und bedacht – Erinnerungen 1930 bis 1980“, S. 259, 260

² Kurt Tucholsky: „Der Mensch“ – Glossen und Essays 1931

³ Vgl. etwa Dagmar Deckstein: „Kleine Könige – Warum die Schwaben so erfolgreich sind“ – Süddeutsche Zeitung Nr. 298 vom 27.12.2005, S. 24

⁴ Paul Watzlawick: „Wie wirklich ist die Wirklichkeit? – Wahn, Täuschung, Verstehen“, insbes. S. 142, 143.

⁵ Johann Wolfgang v. Goethe: „Iphigenie auf Tauris“ – Erster Aufzug, Dritter Auftritt.

⁶ Gustav Seibt: „Das Buch der Tugend – Die Ungebrochenheit der bürgerlichen Kultur und das Glück einer intakten Familie: Joachim Fests Erinnerungen ‚Ich nicht‘“ – Süddeutsche Zeitung Nr. 205 vom 06.09.2006, S. 13 zur Besprechung von Joachim Fest: „Ich nicht. Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend“ – Rowohlt Verlag Reinbek 2006

⁷ Peter Hahne: „Schluss mit lustig..“, S. 54 ff.

Quellgebiet westliches Erzgebirge

Für einen Nachkommen meines Familiennamens liegt es nahe, aus der Vielzahl denkmöglicher Ausgangspersonen aus buchstäblich grauer Vorzeit – das elektrische Licht kam bekanntlich erst um die Jahrhundertwende des vorigen Jahrhunderts auf – zuerst und zuvorderst die väterliche Linie derer aufzuspüren, sie darzustellen und durch Beachtung zu preisen, die diesen Namen schon vor ihm getragen haben. Das ist zwar in seiner Art sehr hergebracht, formal und streng betrachtet willkürlich, ein wenig chauvinistisch und ungerecht wohl auch, weil es sich noch ganz an dem patriarchalischen Schema orientiert, das uns hierzu überkommen ist und die nicht weniger zu würdigenden Mütter und Ehefrauen lediglich als „Anhängsel“ etwas in den Hintergrund rückt.

Nicht minder ungerecht ist es gegenüber den vielen, mit jeder weiter zurückliegenden Generation exponentiell steigenden Zahl von Familienvätern, die in der breiten Baumkrone ebenso meine Vorfahren waren, hier aber nur deshalb keine vergleichbare oder hinreichende Erwähnung finden, weil sie nicht den Stamm-Namen Thierfelder tragen. Immerhin habe ich unter meinen bislang seit dem 15. Jahrhundert ermittelten 1210 direkten Vorfahren Herkunftsnamen und -orte im Erzgebirge gefunden wie die Kermer in Großrückerswalde, die Mauersberger in Mauersberg, Nestler in Streckewalde, Rebentisch in Königswalde, Roscher in Mildenau oder Unger in Geyersdorf.

Aber diese Vorgehensweise hat einfach praktische Vorteile: Der Familienname dient der Orientierung. Er leitet wie ein Kompaß auf sicherem Kurs in die eigene Vorvergangenheit. Auch grenzt er den ansonsten viel zu weiten und schier unübersehbaren Gegenstand der

Betrachtung auf ein zumutbares Maß ein. Nachdem wir uns in Deutschland inzwischen aus guten Gründen ein neues – nämlich unter Männer und Frauen gleichberechtigtes – Namensrecht gegeben haben, wird sich diese etwas problematische Vorgehensweise in der Zukunft sicher bald ändern. Es wird andererseits nicht mehr so einfach sein, nur einzelne Namenslinien zu verfolgen und ihre Zugehörigkeit zueinander allein aus ihrer Bezeichnung zu begründen bzw. zu dokumentieren. Es wird schwieriger werden, dazu die Orte zu finden, in deren Standes- und Einwohnermeldeämtern – und nicht zu vergessen diverse Dateien der Finanzämter und Sozialversicherungsträger – personale Ereignisse dokumentiert sind, wobei bislang auch nur diejenigen Einsicht darin erhalten, die ein rechtliches oder familiäres Interesse daran haben, vom Datenschutz und „informellen Selbstbestimmungsrecht“ der noch Lebenden ganz zu schweigen.

Seit meiner Jugend, besonders aber auch während meines Berufslebens begleitete mich der sich eher noch festigende Eindruck, daß mein Nachname vergleichsweise selten sei. Neuerdings glaubt man zu wissen, daß es sich nur um den 27753-häufigsten Nachnamen in Deutschland handelt, der sich nach den Daten 2008 mit gewissen Schwerpunkten über ganz Deutschland verteilt. „ Kreise/Städte mit besonders vielen Namensträgern sind Chemnitz (33), Berlin (18), Annaberg (15), Leipzig (15), Wunsiedel im Fichtelgebirge (14), Duisburg (13), Erfurt (13), Dresden (12) sowie Aue-Schwarzenberg mit 12 Einträgen.“ Allein in den deutschen Telefonbüchern gibt es derzeit 648 Einträge und ca. 1728 Personen.⁸ Wir wußten in unserer Familie nur um wenige, entfernt lebende Namensvettern, ohne mit ihnen erkennbar verwandt oder auch persönlich bekannt zu sein. Dazu gehörten einige Professoren, besonders Mediziner, von denen wir entfernt gehört oder gelesen hatten, und auf die ich noch zu sprechen kommen werde. Mitunter wurde man

wegen ihres Bekanntheitsgrades auch auf diese angesprochen mit der Frage, ob oder welche Verwandtschaft bestehe. Persönlich kennengelernt habe ich keinen von ihnen.

Um einen dieser lange Zeit unbekanntem bloßen Namensverwandten rankte sich ein begleitendes Kriegserlebnis meines Vaters, das er mitunter erzählte, wenn die Sprache auf die Verbreitung unseres Namens kam. Es ereignete sich im Januar 1945, gegen Ende des Krieges, als er beim Rückzug der deutschen Truppen und der Flucht zahlloser ostpreußischer Zivilpersonen vor den massiv nachdrängenden Russen („die Russen kommen“) als einer der letzten Militärärzte aus dem Gebiet um die kurische Nehrung mit einem Schiff über die Ostsee entkam. Neben der inzwischen auch durch den Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger Günther Grass bekannt gewordenen, schnell versenkten „Wilhelm Gustloff“ waren an der von Großadmiral Karl Dönitz angeordneten Rettungsaktion „Operation Hannibal“ nicht nur die „Steuben“ und die „Goya“ beteiligt, sondern insgesamt rund 600 Handelsschiffe und 400 Kriegsschiffe,⁹ die besonders Verwundete aus dem Kampfgebiet herausholen sollten. Einem dieser Lazarett-Schiffe war mein Vater als betreuender Arzt zugeteilt worden, was ihm half, auch selbst noch rechtzeitig aus der Schußlinie zu kommen. Kurz bevor das Schiff in See stach, meldete sich eine aufgeregte Frau an der Pier und fragte nach meinem Vater, von dem sie gehört hatte, daß er ein Thierfelder sei. Sie stellte sich ihm ebenfalls als „Frau Thierfelder“ mit zwei kleinen Kindern vor und bat händeringend, er möge die Namensverwandte doch als seine Frau und Familie ausgeben, damit auch sie noch mitgenommen würden, wofür sie sonst keine Chance mehr sah. So geschah es. Mein Vater ließ sie an Bord kommen. Die Aktion gelang, denn das Schiff erreichte seine erste Zielstation in Schleswig-Holstein unversehrt von Minen und

Bombenangriffen feindlicher Luftwaffe. Dort verließen sie und auch mein Vater das Schiff. Der verbleibende Seetransport wurde erst nach der Weiterfahrt von feindlicher Munition auf hoher See getroffen und versenkt. Es soll sich bei der so Geretteten um die Frau eines Ingenieurs Thierfelder gehandelt haben. Näheres konnte mein Vater auch später nicht mehr in Erfahrung bringen, so daß zu dessen Familie kein Kontakt mehr hergestellt werden konnte.

Nach meinen zwischenzeitlichen Recherchen gab es in der Generation meiner Eltern tatsächlich einen Dipl. Ing. Theodor Thierfelder (*26.2.1911 Ribnitz), der mit seiner Frau Christa Rabe (*26.12.1914 Stettin †25.8.1985 oo 18.3.1939) vier Kinder - Cordula, Beate, Barbara und Kay, geboren in Rostock, Berlin und Stolp zwischen 1940 und 1944 - hatte. Sie könnten nach dem zeitlichen und örtlichen Zusammenhang für die beschriebene Begegnung in Betracht kommen. Eine verwandtschaftliche Beziehung zu ihm und seiner Familie konnte ich jedoch inzwischen herausfinden, da er zu der Linie gehört, die auf einen bis dato als deren Stammvater angesehenen Michael Thierfelder in Adorf/ Neukirchen zurückführt.

Es mag zwar sein, daß der Name Thierfelder in der Generation meiner Eltern nicht mehr so stark verbreitet war wie noch in manchen Jahrzehnten davor. Möglicherweise folgte mein Eindruck eines vergleichswisen seltenen Namens auch daraus, daß viele Thierfelders inzwischen verstreut wohnten, viele davon in selten aufgesuchten kleineren Ortschaften, und man schon deshalb nichts von ihnen wußte. Heute genügt allein ein Blick in das aktuelle Telefonbuch der wiedervereinigten Bundesrepublik Deutschland, um fast alle diejenigen aufzulisten, die über das ganze Bundesgebiet hin verbreitet Träger meines Familiennamens sind. Da beinahe jedermann ein Telefon besitzt, haben die Telefonbücher - was die Vollständigkeit der erfaßten Namen anbetrifft - in gewisser Weise die alten Kirchenbücher abgelöst. Und hier finden sich nun wahrhaftig nicht wenige Thierfelders. Wer dann noch ins Internet schaut, stößt auf sie selbst in den USA,¹⁰ in Schweden und

Polen oder in anderen, auch überseeischen Ländern. Nur wann sie geboren sind, wie sie alle zusammenhängen und wer von wem abstammt ist daraus im allgemeinen nicht zu ersehen.

Die Suche nach den eigenen Vorfahren übersteigt bei weitem den Aufwand, ein Kreuzworträtsel zu lösen, obwohl sie durchaus ähnliche Züge aufweist. Sie ist in jeder Vorgeneration erneut vergleichbar der Fahndung nach einem „Täter“, der vor langer Zeit einmal etwas angerichtet hat, das nach vielen Jahrhunderten und den darin lebenden Generationen noch immer weitreichende Folgen für andere zeitigt, wenn man sich nur dafür interessiert. Versetzen wir uns also an den wahrnehmbaren Beginn des Geschehens.

Von Thierfeld nach Gornsdorf, Auerbach und Thum

Als ich mich auf den Weg machte, die Herkunft meiner Thierfelder-Vorfahren zu erschließen, hatte ich im wesentlichen nur zwei Anhaltspunkte. Das eine waren die mir bekannten Eltern und Großeltern nebst einiger – aber das schon deutlich weniger und vor allem weniger bekannter – Verwandter und deren Geschwister. Sie galt es, über die familiären und beruflichen Stationen ihres Lebens einmal zu erschließen. Der andere Fixpunkt war der mir zumindest aus der Ferne bekannte kleine Ort Thierfeld, den man auf der Karte kaum zu sehen vermag, von dem ich aber in den mir nachgelassenen Unterlagen eine leicht vergilbte Photographie vorgefunden hatte, und der auch nach Aussage meines Vaters etwas mit unserem Namen zu tun hatte. Etwa in der Mitte zwischen Zwickau, Stollberg und Aue, an den nördlichen Ausläufern des Westerzgebirges, Autobahnabfahrt Hartenstein, fast parallel zur Autobahn zwischen Chemnitz und Plauen i. V. erstreckt sich weit hin in südwestlicher Richtung das einst zwischen 1100 bis 1150

als „Terfeld“ und Teil der Grafschaft Hartenstein gegründete beschauliche Waldhufen- und Straßendorf.¹¹

Der Ortsname Thierfeld bezeichnete früher den Ort, an dem die äsenden Wildtiere erlegt wurden, nach Ansicht anderer – neben noch weiteren Deutungen – aber auch den Platz, an dem die Abdecker ihre tierischen Abfälle vergruben. So eng beieinander, aber durchaus plausibel liegen hehre und banale Motive der Namensgebung. Sie entsprachen den Notwendigkeiten und Gegebenheiten des damaligen menschlichen Lebens. Es wird wohl beides richtig sein, womit ich mich erneut nicht zu einem ‚Entweder-oder‘, sondern dem das Leben bestimmende ‚Sowohlals-auch‘ bekenne, auch wenn wir aus Gründen der Vereinfachung immer wieder gern nach faßbaren und für uns klaren Profilen – meistens mehr zum einen als zum anderen – Pol suchen. Die Vielfalt und Differenziertheit der Realität ist oft schwer zu verstehen und noch schwerer zu handhaben. Denn welche Schlußfolgerungen für die eigene Sippschaft soll man daraus auch ziehen, wenn beides eine Rolle spielt? Es gab unter den ersten Thierfelders schon edel und christlich denkende, seriös lebende und geachtete, ja vielleicht sogar bewunderte Menschen, aber eben immer auch deren Gegenteil. Es gab solche und andere, Jäger und Abdecker!

Dieser kleine Ort Thierfeld darf aus heutiger Sicht als Ursprung und wirkliche Geber meines Familiennamens gelten.¹² Es gibt vielfache Beispiele dafür, wie sich in der Wahrnehmung fremder Menschen einfach die Ortsbezeichnung bzw. -herkunft an denjenigen heftete, der so als ‚einer von dort ... einer aus Thierfeld ... ein Thierfelder‘ gekennzeichnet wurde. Ursprünglich wurde die Herkunftsbezeichnung sogar noch ausdrücklich ergänzt durch ein ‚von‘ (‚von Thierfeld‘), das sich jedoch seit dem 17. Jahrhundert im Bereich bürgerlicher Namen verloren hat und fortan nur noch den Namen Adelliger vorbehalten blieb.

In Hartenstein findet sich noch heute eine Thierfelder Straße, die sicher nur deshalb so heißt, weil sie auch dorthin führt. Ein Thierfelder war danach einer, der bekanntermaßen aus diesem Ort stammte und diese Straße nach auswärts benutzte, wenn er sich in seinem Stammort nicht mehr aufhalten wollte, weil es ihn in die weite Welt zog, und man dort den Mitbewohner nicht nach dem jeweiligen Aufenthaltsort, sondern dem der erfragten Herkunft bezeichnete.

Betrachtet man unter diesem Aspekt den Namen ‚Thierfelder‘ – in alten Kirchenbüchern teilweise auch als ‚Dörfelder‘, ‚Dürrfelder‘, ‚Türfelner‘, ‚Thierfellner‘ oder ‚Thierfeller‘ bezeichnet – und seine mögliche Entstehung, dann kamen ihre Träger irgendwann einmal aus diesem Ort Thierfeld, so wie der bekannte Nachkriegs-Kantor des Dresdner Kreuzchores, Rudolf Mauersberger, der in meiner Jugendzeit in Dresden aktiv als Kirchenmusikdirektor wirkte, seine Herkunft und seinen Namen auf das nicht weit davon entfernte Mauersberg zwischen Marienberg und Annaberg zurückführen konnte.¹³ Die sich aus den Wanderungen erklärbare Namensbildung begründet im übrigen leicht nachvollziehbar, warum man diese Namen auf dem Friedhof von Thierfeld, selbst auf den älteren Grabsteinen, nicht findet. Die genealogischen Untersuchungen des ehemaligen ortsansässigen Bürgermeisters Karl Butter haben seit 1460 bis 1700 überhaupt einen Familiennamen Thierfelder im Ort Thierfeld nicht feststellen können.¹⁴

Nur wie kam ich mit dieser Erkenntnis über die Entstehung meines Namens nun von Dresden, dem Ort meiner eigenen Geburt, oder von Plauen i. V., dem Geburtsort meines Vaters und Wohnort meiner väterlichen Eltern, zurück durch die Zeiten nach Thierfeld? Das einzige, was ich dazu in den mir hinterlassenen Papieren und Unterlagen fand, war eine handschriftliche Skizze meines Vaters, der sich offenbar selbst einmal für seine Vorfahren interessiert hatte, und die

einige Namen enthielt, die mir wenigstens einen Einstieg ermöglichten. Ich war aber nicht sicher, ob die Namen und ihre dargestellte Abfolge stimmten. Denn es fehlten verifizierende Angaben und Daten über Geburt, Herkunft und Lebensort. Es gab auch noch einige ältere Photos mit ehrwürdigen Gesichtern in Sonntagskleidern. Aber neben den auf der Rückseite eingedruckten Adressen professioneller Photostudios, die zumindest den Herkunftsort einiger Aufnahmen dokumentierten, fehlten Hinweise zu den abgebildeten Personen. Im übrigen wußte ich selbst gerade noch, daß mein Urgroßvater in dem nicht weit von Plauen i. V. entfernten Oelsnitz i. V. gelebt und gewirkt hatte. Es fehlten mir jedoch weiterführende Hinweise auf andere Ortschaften, aus denen nun wiederum deren Vorfahren stammten und in denen ich gezielt suchen konnte. So blieb mir nichts anderes übrig, als zahlreichen, auch in ganz anderem Zusammenhang stehenden Ortsangaben systematisch nachzugehen und in möglichst vielen Kirchenbüchern wie auf einer blühenden Wiese sämtliche Thierfelders aufzunehmen, bei denen ich wechselseitige Anhaltspunkte für familiäre Beziehungen finden oder herauslesen konnte.

Je tiefer ich in die vergangenen Zeiten eintauchte, um so deutlicher wurde mir zunächst, daß die Geschichte des Erzgebirges und damit das nachverfolgbare menschliche Dasein hier überhaupt erst im 11. Jahrhundert begonnen hatte. Erst im 12. und 13. Jahrhundert entstanden die sogenannten Waldhufendörfer, die sich in den Seitentälern der Flüsse und vielfach aus burgartig geschlossenen Drei- und Vierseithöfen gebildet hatten. Die Besiedelung mit einer vorwiegend bäuerlichen Bevölkerung war die Folge einer größeren Wanderung aus Franken, Thüringen und Südwestdeutschland, so daß ich annehmen darf, daß auch meine ältesten, damals noch nirgendwo dokumentierten Ur-Vorfahren mit welchem Namen und welcher Bezeichnung auch immer – die Ausbildung heute üblicher Familiennamen

vollzog sich erst allmählich und dauerte bis ins Mittelalter – aus einer dieser Gegenden über Zwickau in das Erzgebirgsgebiet eingewandert sind. Möglicherweise haben sie zuvor bereits unterschiedliche Ortschaften bevölkert, so daß die Suche nach einem gemeinsamen Urvater im Erzgebirge ohnehin vergeblich erscheint. Der Heimatforscher Horst Rößler hat das damals noch vorherrschende Bauernleben und seine Bedingungen vor mehr als dreihundert Jahren im Erzgebirge anschaulich beschrieben:¹⁵

„Dort präsentierten sich die Bauerngüter nach fränkischer und thüringischer Tradition als trutzige Drei- und Vierseithöfe mit gehörigem Abstand auf den Talflanken. Das Bauernhaus, zunächst in Blockbauweise aus Holz errichtet, bekam später ein Erdgeschoß aus Mauerwerk, während das Obergeschoß in Fachwerk aufgeführt wurde. Eine niedrige Haustür führte in einen Flur, wo der Brotschrank stand. Im Erdgeschoß lagen zwei Stuben und auf der Westseite der Kuhstall. Ans Haus war ein Backofen angebaut, denn man buk das Brot selbst, jeder Laib 7 Pfund schwer. Eine enge Stiege führte hinauf ins Obergeschoß, wo der Wind durch die Ritzen piff und es im Winter empfindlich kalt war. Am Brunnen vor dem Haus plätscherte das Röhrwasser.

Die Landwirtschaft warf geringe Erträge ab. Nach der damals üblichen Dreifelderwirtschaft baute man im ersten Jahr das ‚harte Getreide‘ an, nämlich Roggen als Winterkorn, im zweiten Jahr Hafer und etwas Gerste. Danach mußte sich das Feld als Brache ‚durch Regen und Sonne erholen‘. Auf den Brachfeldern weidete der herrschaftliche Schäfer seine Herde. Nur 3 1/2 Scheffel Landes durften die Bauern einzäunen und für den Anbau von Kraut, Rüben und Erbsen nutzen. Als Dünger stand nur Mist und Jauche zur Verfügung. Statt Stroh wurde im Stall weitgehend Waldstreu verwendet. Erst im 18. Jahrhundert kam die Kalkdüngung auf. In der Regel brachte die Ernte nur etwa das Doppelte der Aussaat ein. .. Weizen wurde in geringem Maße nur auf den Rittergütern angebaut, auch etwas Hopfen. Der Kartoffelanbau steckte noch in den Kinderschuhen. Die neue Feldfrucht wird erstmals 1713 in Oberwürschnitz und 1718 in Hohndorf genannt, im gebirgigen Teil der Pflege ab 1730. Der Anbau erfolgte zunächst auf Beeten, später in Furchen.

Das dürftige Wachstum der Wiesen ermöglichte in der Regel nur eine Mahd im Jahr und beeinträchtigte die Viehzucht. Bei einem geringen Pferdebestand mußten die Felder meist mit Zugochsen und Kühen bestellt werden. Die Pferdefronbauern wurden zu oft mit ihren Pferden auf den herrschaftlichen Feldern und bei Spanndiensten beansprucht. Dem kargen Futter entsprechend waren die Milchkühe auf großen Höfen bis zu 10, sonst bis zu 5, durchweg klein, mager und gaben wenig Milch. Bedeutung hatte die bäuerliche Fischzucht. Zu jedem Gut gehörte mindestens ein Teich. Das Oelsnitzer Rittergut betrieb eine ausgedehnte Teichwirtschaft.“